

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 275.

Freitag, 24. November.

1916.

Und das Glück kam.

(4. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Wie gefallen dir deine Schwestern?“ fragte Frau Ferber mit einem ganz leisen Anflug von Stolz.

„Ich bin überrascht, wie hübsch sie sind. Und sehr nett scheinen sie auch zu sein.“

„Es sind gute Kinder, fleißig, bescheiden und immer vergnügt. Maria ist ernst.“

„Sie —“ Philipp stockte und wußte nicht, wie er es ausdrücken sollte, daß sie ihm besonders gefallen hatte, ohne der jüngeren Schwester zu nahe zu treten.

„Sie gefällt dir noch besser als Frieda?“ fragte Frau Ferber lächelnd, da sie es gemerkt hatte.

„Ja — so weit ich mir bis jetzt ein Urteil erlauben darf“, erwiderte Philipp.

„Du hast recht, dich so vorsichtig auszudrücken“, sagte die Mutter, „denn Frieda hat auch ihre guten Seiten, und ihr goldener Frohsinn ist nicht gering zu achten. Er hat mir über manche schwere Stunde hinweggeholfen“, fügte sie leise hinzu.

Philipp legte seinen Arm um die Mutter. „Ja“, sagte er herzlich, „davon laß uns sprechen, Mutter. Ich weiß so wenig von dir. Ich bin zu früh von hier fortgekommen, und ich habe oft gedacht, daß ich wohl gar nicht richtig Bescheid weiß. Du trägst alles still für dich — mir wenigstens hast du nie einen Einblick gewährt in dein Denken und Empfinden. Es wäre aber ganz anders für mich da draußen, wenn ich in allem klarer sähe.“

„Wirklich? Wäre es das? Ich habe immer gedacht, wie gut es sei, daß du von so manchem, was uns hier bedrückte, keine Ahnung hättest.“

„Du kennst mich eben auch zu wenig, Mutter, sonst würdest du das nicht gedacht haben. Hast du Sorgen?“

Er suchte im Dunkel die Rüge der Mutter zu erkennen. Sie drückte seine Hand fest und zärtlich und sagte: „Zuweilen. Du weißt ja, wie sehr wir von der Kur abhängen.“

„Aber warum hast du mir das nie geschrieben?“ fragte Philipp fast heftig.

„Du hättest es wissen können“, meinte Frau Ferber gelassen, „und außerdem hast du uns stets so reich beschenkt zu Weihnachten und —“

„Ach, davon ist gar nicht zu reden“, sagte der Sohn immer noch ungehalten. „Ich bin der Meinung gewesen, durch die Lebensversicherungssumme, die du bei Vaters Tode erhieltest, sei dein Leben leichter geworden.“

Frau Ferber antwortete nicht sogleich. Aber Philipp sah ihr unentwegt in die Augen, so daß sie endlich herausbrachte: „Die habe ich gar nicht in die Hände bekommen.“

„Was sagst du da? Ich erinnere mich deutlich, daß Vater oft davon sprach in dem Sinne, als ob dadurch gewissermaßen für dich gesorgt sei.“

Frau Ferber sah wohl ein, daß Ausflüchte hier nicht am Platze waren. So sagte sie denn zögernd: „Es stellte sich nachher heraus, daß das Geld verpfändet war.“

„Aber wofür denn? Wie war es möglich, das niemand davon wußte?“ Philipp war außer sich vor Erstaunen.

„Vielleicht erinnerst du dich. Wir hatten eine Reihe von schlechten Jahren; ihr wuchst heran und kostete immer mehr, und die Einnahmen wurden geringer. Das Haus war reparaturbedürftig, wenn es nicht ganz zurückgehen sollte, da so viele neue Willen entstanden, die alle Bequemlichkeiten der Neuzeit hatten.“

„Und ich kostete Geld —“ Ein Gedanke blitzte in dem jungen Manne auf, dem er sofort Ausdruck ließ. „Mutter, das Geld hat Vater wohl meinetwegen aufgenommen? Um die Kosten für mich zu bezahlen?“

Frau Ferber schüttelte den Kopf. Es war ihr furchtbar leid, daß das Gespräch diese Wendung genommen hatte. „Nein“, sagte sie bestimmt, „deinetwegen hätte Vater es nicht aufnehmen brauchen. Er war Lebenskünstler und konnte sich doch nicht bescheiden. Es war gewiß nicht gut für ihn und nicht richtig, daß er sein Leben hier in der Enge leben mußte, aber als es noch Zeit gewesen wäre, dies zu ändern, hat er es nicht getan. Nachher wurde es ihm furchtbar schwer, im Herbst, wenn alle, die es sich leisten konnten, in die Großstadt eilten, hier bleiben zu müssen. So suchte er sich denn hier sein Vergnügen.“ Sie schwieg, wie erschöpft. Aber der Sohn wollte nun auch alles wissen, die ganze Wahrheit.

„Wie meinst du das? Was verstehst du darunter?“ fragte er dringend.

„Es ist mir entsetzlich, den Schleier von der Vergangenheit ziehen zu sollen. Ich hatte mir vorgenommen, euch Kindern nie davon zu sagen, und du mußt mir versprechen, daß deine Schwestern nie davon erfahren, Vater —“ sie setzte ein paarmal zum Sprechen an, ehe es ihr gelang, die Worte zu formen, „spielte im Goldenen Löwen mit einigen Gleichgesinnten. Es konnte mir natürlich nicht verborgen bleiben, daß er nachts pät nach Hause kam, und ich habe ihm zuweilen Vorwürfe gemacht — heftige, wie es meine Art ist. Dadurch wurden wir uns ganz entfremdet. Du mußt dich doch noch erinnern können, daß wir nur sehr kühl miteinander verkehrten.“ Philipp nickte. Er dachte tief beschämt daran, daß er die Auffassung hatte haben können, die Mutter ließe den Vater fühlen, daß sie allein alle Arbeit zu leisten habe. Mit leiser Stimme fing Frau Ferber nach einer Weile wieder an: „Ich war gewiß nicht ohne Schuld, Vater liebte frohe Gesichter über alles, und ich mag zeitweise nicht oft froh ausgesehen haben. So wandte er sich von mir ab und fing ein Verhältnis an mit einer jungen Schauspielerin, die im Kurtheater spielte. Es blieb nicht ohne Folgen, aber das Mädchen büßt schwer — es ist — das arme Mädchen in Settenhain. Sie hat, wie du weißt, zuerst ein Hüftleiden gehabt, das langsam immer weiter vorschreitet; seit Jahr und Tag ist sie ganz hilflos und von der Wohltätigkeit der Menschen abhängig.“

Frau Gerber hatte ganz eintönig gesprochen, als ob sie Auswendiggelerntes herjage. Philipp stockte der Atem. Was er da hörte, war entsetzlich. Es verschob alle Begriffe, die er bisher von seinem Elternhause gehabt hatte. Der Vater, der sich selbst verloren und bis zuletzt den Schein zu wahren verstanden hatte, als ob er in jeder Hinsicht weit über seiner Frau stehe, und diese, die still und ohne Aufheben davon zu machen, ihr schweres Geschick getragen hatte und selbst jetzt sichtlich nur höchst widerstrebend davon sprach. Er neigte sich und küßte die Mutter wortlos, in einer Ehrfurcht, wie er sie nie empfunden.

„Es ist mir so leid, daß die Rede darauf kam“, sagte Frau Gerber traurig. „Trag es mir nicht nach, daß ich dir das alles erzählt habe, aber du warst zu ungestüm. Nun hast du gleich einen schlechten Anfang.“

„Nein, Mutter“, sagte Philipp mit tiefer Bewegung. „Es war die höchste Zeit, daß ich dich richtig kennen lernte. Über das Geschäftliche reden wir morgen oder wann du willst; wir haben ja nun eine lange Reihe von Tagen vor uns. Ich hoffe, daß ich dir helfen und dir wenigstens die Sorgen abnehmen kann. Doch jetzt mußt du zu Bett gehen, ich weiß, dein Tagewerk fängt früh an. Darf ich ausschlafen?“

„So lang du willst.“ Sie gingen ins Haus, und Frau Gerber ließ es sich nicht nehmen, ihren Jungen auf sein Stübchen — Nummer dreizehn, das nie von den Fremden begehrt wurde — zu bringen. Es war eine schräge Dachkammer, aber nett und wohnlich eingerichtet. „Du mußt vorlieb nehmen, Kind“, sagte sie liebevoll. „Du weißt, bei uns ist jetzt jeder Raum Geld wert. In einigen Wochen kannst du ein besseres Zimmer haben.“

„Will ich gar nicht. Es wäre mir schrecklich, wenn du mir meine alte Bude nicht wiedergegeben hättest.“ Liebevoll geleitete er die Mutter zur Tür und verabschiedete sich dort von ihr so zärtlich wie nie in seinem Leben. Ein warmes Glücksgefühl durchströmte das Herz der innerlich einsamen Frau, denn sie empfand, daß sie an ihrem Sohne einen Freund gewonnen hatte.

Als sie gegangen war, stand Philipp in dem kleinen Zimmer und sah sich um. Er nickte den Klassenbildern an der Wand zu und überzeugte sich, daß auf dem Bücherbrett noch seine alten Schulbücher standen.

„Das fehlte noch, daß ich eine andere Stube bekommen hätte“, dachte er, „der heutige Tag hat mir Überraschungen genug gebracht.“ Er trat zum kleinen Dachfenster und sah auf die Wipfel der Bäume im Garten. Ein heller Lichtschein fiel drüben noch immer aus den Fenstern der Dilleischen Villa auf den Rasenplatz davor. Wie hatte ihn gestern noch der Gedanke an das Wiedersehen mit Alix erregt, und wie ruhig sah er dem Besuch, den er morgen da drüben wohl würde machen müssen, entgegen!

Das Gespräch mit der Mutter klang in seiner Seele nach. Wie anders sah sich nun alles an: das Verhalten der Mutter, als er ihr von Konrad Seubachs Vorschlag, er solle sich für die Inseln ausbilden, sprach, und das ihm damals kühl und herrennend erschienen war, so daß es ihm zu einem beständigen Stachel geworden war. „Armes Mutterchen“, dachte er weich, „hättest du mir doch damals Vertrauen geschenkt.“

Die Klänge der Kurmusik weckten Philipp am anderen Morgen, aber er war so müde, daß er die Augen fest geschlossen hielt und dachte: „Ich stehe ganz bestimmt noch nicht auf.“

Es war denn auch recht spät, als er herunterkam, und er hatte kaum Kaffee getrunken — Mutter und Schwestern hatten ihm Gesellschaft leisten und ihr zweites Frühstück dabei einnehmen müssen —, als Dr. von Dille mit seinem Söhnchen erschien, um ihn zu holen. Der kleine Gordon trug einen Blumenstrauß, den er dem Onkel durchaus nicht geben wollte.

„Du hast ganz recht, mein Junge“, sagte Philipp lachend, „daß du deine Blumen keinem Onkel geben

willst, der dir noch nicht einmal etwas mitgebracht hat. Aber ich hatte keine Ahnung von seiner Existenz“, fügte er ein wenig vorwurfsvoll, zu dem jungen Vater gewandt, hinzu.

„Das hättest du dir doch denken können, daß wir das übliche Kind hätten“, lachte Viktor ein leichtes selbstgefälliges Lachen, das Philipp nicht gefiel, ohne daß er hätte sagen können, warum.

Drüben kam ihm Alix freundlich entgegen. Sie sah reizend aus in ihrem hellblauen Morgenkleid, genau die Farbe ihrer Augen, das die Frische ihrer zarten Haut noch mehr hervorhob. Das wundervolle Haar trug sie lose zu einer Krone aufgesteckt, was bei ihm den Eindruck des Hoheitsvollen, den er früher stets von ihr gehabt hatte, wieder hervorrief. „Prinzessin Alix“, dachte er, als er sich über ihre Hand neigte, die sie ihm wie zum Kusse bot. Er war jedoch nicht an diese Sitte gewöhnt und begnügte sich, die zarte Frauenhand herzlich zu schütteln. Alix hatte auf der Veranda bei einem Buche gelesen, da der Garten in heiße Glut getaucht war.

„Wir wollen ins Haus gehen“, sagte Viktor: „Philipp muß doch die alte Bude in ihrer jetzigen Gestalt kennen lernen.“

„Sie kannten das Haus früher, nicht wahr?“ fragte Alix, die, das Bübchen an der Hand, vorausschritt.

„Ja, natürlich“, erwiderte Philipp, „aber es kommt mir sehr verändert vor.“ Er blieb in der Diele stehen, die dadurch geschaffen war, daß die Treppe nach außen und die Küche nach unten verlegt war.

„Mir auch“, scherzte Viktor, dem die Überraschung des Freundes Spaß machte. „Du ahnst nicht, was es für Wirtschaft machte, bis alles nach den Wünschen dieser anspruchsvollen Dame hergerichtet war. Siehst du, hier läuft die Zentralheizung —“

„Ich denke, ihr seid im Winter nicht da —“

„Meine teure Gattin wünschte es aber, und ich gehorchte natürlich.“

„Sie werden sich noch von seinem Gehorsam überzeugen“, sagte Alix gelassen. „Aber da das Haus doch einmal verändert wurde, kam es auf etwas mehr auch nicht an. Warum soll man es nicht bequem haben? Und Sie haben wohl nur vergessen, wie kalt es im Frühjahr und im Herbst in Schwalbach sein kann.“

Sie sprach ohne Empfindlichkeit; dennoch hatte Philipp das Gefühl, daß ihr die unaufhörliche Rederei ihres Mannes nicht angenehm sei. Er zog alles ins Lächerliche; die Vorliebe seiner Frau für die schönen Künste, die sich in der Wahl der Einrichtung sowie in der Ausschmückung der Wohnräume kundgab, lieferte immer neuen Stoff zu allerlei Anspielungen, die Philipp in ihrer Seele als verlegend empfand. Die sehr sorgsam gewählten Stiche und Gemälde mußten ebenso erhalten wie kleine Bilder, die die junge Frau selbst gemalt hatte, und die ein schönes Talent und eine gute Ausbildung verrieten.

Viktor merkte natürlich, daß Philipp nicht auf seine Art einging. Er sagte sich an den Kopf:

„Wie ist mir denn? Alix, du kannst dich freuen, der da“, er sagte den Freund an der Schulter, „hat mich schon immer für einen Bananen gehalten, du wirst also noch mehr von ihm haben, als ich dachte. Spielst du noch so viel Klavier?“ fragte er Philipp plötzlich.

„Viel nicht“, erwiderte dieser, „dazu fehlt es mir an Gelegenheit. Aber wenn du fortfährst, uns zu ver-spotten, so werde ich jedesmal spielen, wenn ich zu dir komme.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein rasches Wort, oft schnell gesprochen,
Ganz ungewollt, tut es dem andern weh.
Denn wäge ernstlich, ehe ausgesprochen,
Wie der Gedanke aus dem Munde geh.

M. A.

Moderne Bücher.

Nimmt man irgend ein modernes Buch zur Hand, das einen Anspruch auf literarischen Wert erhebt, so kann man sicher sein, zwischen den Zeilen eine starke Individualität des Verfassers zu spüren. Mag er zu den konsequentesten Feinstdichtern, mag er zu ihrem Gegenpol, zu den Unstärkern alles Allen gehören, eines haben heutzutage alle strebenden Schriftsteller gemeinsam: das Streben, ihre Individualität in ihrem Werke auszuprägen. Dieses Streben zieht wie ein roter Faden durch die heutigen Romane und verleiht ihnen ein eigenes Gepräge.

Besonders stark empfinden wir die Persönlichkeit des Dichters in dem neuesten Roman von Hermann Bahr: „Die Himmelfahrt.“ Gleich auf der ersten Seite beginnt er seinen Helden zu charakterisieren, indem er seine Gefühle, Empfindungen und Gedanken zerlegt. Aber der Held und die Fabel, wenn hier überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, sind völlige Nebensachen. Die Hauptsache ist und bleibt die Idee. Er berührt alle Fragen, die einen österreichischen Edelmann beschäftigen können, der, übersättigt von Wissenschaft und großem Leben, sich zurückzieht und nach seinem eigentlichen Berufe forscht, um schließlich ein frommer Katholik zu werden. Diesen Zusammenbruch des Verstandes und Wissens, ihr Versagen vor den urtümlichen Fragen des Lebens, auf die der Glaube — zwar auch nicht antwortet, sie aber auch nicht stellt — will Bahr darstellen. Und die Darstellung ist vortrefflich. Feinsinnige Betrachtungen, wichtige Vergleiche, interessante Aphorismen und — oft an den Haaren herbeigezogene Schlussfolgerungen — lösen einander in bunter Reihenfolge ab. Alles so voll von Geist und Klugheit, daß man ihm manches Ungereimte gern verzeiht, so z. B. auch das Versetzen des Helden in ein Milieu, das kaum unpassender und für seine Lebensgewohnheiten und — Bedingungen unmöglicher gewählt werden konnte. Dieses Milieu könnte ihn ebenso gut, wenn Bahr es gewollt hätte, zum Wahnsinn oder Selbstmord treiben.

Hat Bahr personifizierte Ideen vor uns gestellt und durch Zergliederung der Gedanken das Für und Wider einer jeden Anschauung eines jeden Entschlusses beleuchtet, so strebt Angela Langer in ihrem „Klausenhof“ nach dem Gegenteil. Sie versucht, mit breiten, großen Strichen, ohne sich viel um die Beweggründe des Geschehens zu kümmern, zwei Typen von Menschen gegenüberzustellen: die Bauern und die Städter, die es zueinander zieht und die sich schließlich vermischen. Denn der Städter liebt die Bäuerin und der Bauer das Mädchen aus der Stadt. Aber die Typen gelingen ihr nur halb: ihre Bauern sind Tiroler, „die in Innsbruck auf die Schule gegangen“ sind. Sie erscheinen zwar noch robust und verschlossen, aber sie empfinden und lieben wie die modernen durch und durch nervösen Menschen.

Auf Nerven beruht auch der neueste Erich Weiz: „Der Kampf.“ In dem Buche ist weder ein neuer Gedanke, noch eine besondere Handlung enthalten: Ein junges, strebendes Mädchen verliebt sich in einen willen- und charakterlosen Lumpen, in den Erich Weiz sich vergeblich bemüht, etwas Außerordentliches hineinzulegen, um dadurch diese Liebe verständlich zu machen. Doch damit verzerrt er nur die Gestalt Erwins, der sich von der Geliebten wohl ernähren läßt, aber im Grunde ein anderes Mädchen liebt, das, pervers veranlagt genau wie er, ihn quält, sich an andere Männer wendet, um schließlich, krank geworden, durch Selbstmord zu enden. Das Originelle an dem Roman ist die Darstellung. Man fühlt, wie der Verfasser sich quält, eine neue, eigene Art zu finden, etwas zu sagen, was vor ihm noch nicht gesagt wurde. Vielleicht wird es ihm noch einmal gelingen. Jetzt merkt man noch zu sehr, daß Wassermann sein Vorbild ist; sein unerreichtes Vorbild: denn bei Weiz fehlt allem Geschehen die innere Notwendigkeit, die Wassermanns Arbeiten den hohen Wert verleiht.

Schlägt man, nachdem man die drei obigen Werke, die sämtlich bei J. Fischer, Berlin, erschienen sind, gelesen hat, den letzten Roman von Paul Kuhn: „Der Kamerad“ (Gottsche Buchhandlung, Nachf., Berlin) auf, so fragt man sich mit Erstaunen, ob das Buch denn wirklich 1914 geschrieben und 1916 herausgegeben worden ist. Gewiß! Auch dieser Ver-

fasser hat seine streng individuelle Richtung, aber die Richtung, welche in der Literatur herrschte, als die „Gartenlaube“ die führende moderne Zeitschrift war. Womit ich jedoch nicht gesagt haben will, daß der Roman damals etwa als „gut“ kritisiert worden wäre. Auch jene Zeit forderte mehr als gute Lehren und unnatürliches Schriftdeutsch im Munde lebloser Gestalten.

Und nun zum Schluß etwas ganz Eigenartiges: „Irrgang“, Roman von Georg Munk (Insel-Verlag, Leipzig). Es ist die Geschichte einer Frau, die selbst völlig passiv und teilnahmslos, ihre Umgebung in Schwingung versetzt, in ihre nahekommen Menschen leidenschaftliche Begierden entfacht. Diese Geschichte gewinnt durch die sachliche, beinahe trockene Erzählungsart Georg Munks etwas Märchenhaftes. Man sieht das Geschehen wie durch einen feinen Schleier, der die Gestalten bei aller detaillierten Schilderung mehr erraten als erkennen läßt. Dadurch bekommen die Figuren viel von Marionetten, allerdings im guten Sinne des Wortes. Es ist dem Leser, als stünde er vor einem Glaschrank, in dem alte kostbare Porzellanfiguren eingeschlossen stehen, und der Besitzer des Schrankes erzählt recht interessant, doch etwas behäbig, die Geschichte des kostbarsten Figürchens: wie viele Gefahren und Abenteuer es durchgemacht, bis es in den sicheren Schrank gekommen, und wie viele andere Figuren unterwegs zerbrochen wurden. Man bedauert die Scherben, man freut sich der geretteten Rippfahne, doch man bleibt nur der Bewunderer fremder Kostbarkeiten. Bei aller Schönheit des Romans fehlt ihm doch das ergreifende Leben.

M. Charol.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

„Auch unser edles Sauerkraut...“ Wie im „Reichsanzeiger“ kürzlich amtlich bekanntgegeben wurde, ist auf Antrag des Präsidenten des Kriegsernährungsamtes durch eine Verordnung über den Absatz des Sauerkohls der Reichsstelle für Gemüse und Obst das Recht erteilt worden, zu bestimmen, daß in gewissen, örtlich abgegrenzten Bezirken der Absatz von Weißkohl ohne Rücksicht darauf, ob darüber bereits Verträge abgeschlossen sind, nur an sie oder an ihre Kommissionäre zulässig ist. Nötigenfalls soll diese Reichsstelle auch den Weißkohl enteignen können. Die Verordnung hat den Zweck, den großen Bedarf von Sauerkraut und Wirtsgemüse zu decken, der zur Winterversorgung des Heeres und der Bevölkerung notwendig ist. In erster Linie aber handelt es sich um die Beschaffung der großen Menge von Sauerkraut, deren wir alljährlich zu unserer Winterkost bedürfen... In seinem bekannten Regelsuppenliede singt Ludwig Uhland zum Preise des deutschen Sauerkrautes:

„Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen,
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.“

Wenn der Dichter, so schreibt uns ein Mitarbeiter, hier das Wort „bauen“ in bezug auf das Sauerkraut anwendet, so ist damit nicht etwa gemeint, daß ein Deutscher die Kunst der Herstellung des Sauerkohls durch Einsäuern erfunden habe, sondern er will damit sagen, daß ein Deutscher den Kohl, aus dem das Sauerkraut gewonnen wird, zuerst angebaut habe. Er weist damit auf Karl den Großen hin, der sich in der Tat um den Anbau des Krautes oder des Kohls, noch genauer gesagt, des Kopfkohls, in Deutschland große Verdienste erworben hat. Freilich ist es nicht richtig, daß Karl der Große zuerst den Kopfkohl angebaut hat. Dieser und seine Kultur ist vielmehr gleich dem Wein- und Obstbau sowie der übrigen Gemüsekultur aus Italien nach Deutschland gewandert. Das wird ganz klar und deutlich durch die Geschichte des Wortes „Kohl“ (entstanden aus dem lateinischen *caulis*) und des noch heute vielfach in deutschen Mundarten gebrauchten Ausdruckes Kappes (althochdeutsch *chapuz*) bewiesen, der seinen Ursprung auf das lateinische *caput* (Kopf) zurückführt. Das alte hochdeutsche Wort *chapuz* wanderte aus Deutschland gleichzeitig mit dem Anbau des Kopfkohls zu den Slaven; daher führt diese Kulturpflanze im Slavischen den Namen *Kapusta*. Wo die Kunst entstanden ist, den Kohl durch Säuern zu konservieren, steht noch nicht fest. Einige weisen dies Verdienst den Slaven zu, die uns ja auch die Kunst, die

Gurke als Sauergurke beliebig lange genießfähig zu erhalten, übermittelt haben. Die Slaven aber haben das Säuern der Gurken nicht erfunden, sondern sie haben das Verfahren höchstwahrscheinlich aus Byzanz übernommen und es uns dann mitgeteilt. Viele Momente aber sprechen für die Annahme, daß die Kunst das Sauerkraut herzustellen, auf deutschem Boden entstanden ist. Jedenfalls aber hat Umland recht, wenn er das Sauerkraut als ein deutsches Essen bezeichnet. Die anderen Völker haben es von uns übernommen, und sie haben seine Vorzüge bald zu schätzen gelernt. So auch besonders die Franzosen, die uns gar zu gern als „Sauerkrautesser“ verspotten. Schon längst spielt la choucroute, wie unsere westlichen Nachbarn das gute deutsche Wort verballhornt haben, auch in der feinsten französischen Küche, insbesondere als Zugabe zum Wildgeflügel, eine hervorragende Rolle. Es macht den Franzosen nichts aus, daß ihr Wort choucroute eigentlich ein Pleonasmus ist und nichts anderes als „Kohlkraut“ bedeutet; das französische Wort chou führt seinen Ursprung auf daselbe lateinische Wort caulis zurück, von dem, wie bereits erwähnt wurde, auch unser Wort „Kohl“ stammt. In Süddeutschland sagt man mit Vorliebe „Kraut“, in Norddeutschland „Kohl“. In der Magdeburger Gegend ist man zuerst dazu übergegangen, den Sauerkohl für den Verkauf fabrikmäßig herzustellen; da dort das Wort Kohl vorherrscht, entstand die Handelsbezeichnung „Magdeburger Sauerkohl“. Man kann es heute erleben, daß in Gegenden, in denen das Wort „Kraut“ für „Kohl“ vorgezogen wird, die Bezeichnungen „Magdeburger Sauerkohl“ oder „Sauerkohl“ allein und „Sauerkraut“ in der Weise einander gegenübergestellt werden, daß die erste Benennung für die vom Kaufmann bezogene Ware, die zweite aber für das im eigenen Haushalt hergestellte Erzeugnis angewendet wird. Auch in anderen Gegenden, die eine große Kopfkohlkultur aufweisen, entstanden später Sauerkohlfabriken, so namentlich in dem Braunschweiger Gemüselande, man behält aber auch hier vielfach standeslos die Bezeichnung „Magdeburger Sauerkohl“ bei.

Die Kathedrale von Reims als Handelsgut. In ihren Bemühungen, der deutschen Heeresleitung eine barbarische Kriegsführung anzubilden, hat die französische Presse immer wieder alles versucht, die Beschädigung von Reims als ein Verweismittel für diese Beschuldigung auszubenten, ohne zu beachten oder besser ohne beachten zu wollen, daß diese Beschädigungen stets nur notwendige Antworten auf französische Herausforderungen waren. Diejenigen Neutralen aber, die bisher noch an den echten Schmerz der Franzosen wegen der Gefährdung der Kathedrale von Reims glaubten, werden nicht wenig überrascht sein, aus einem Pariser Blatt zu erfahren, daß die Franzosen selbst die berühmte Kathedrale in einer schonungslosen Weise ausbeuten, die sich kaum noch von Bandalismus unterscheidet. „Der Raub der kostbaren Fenster der Kathedrale von Reims“, so schreibt „L'Ouvreur“, „ist ein Skandal sonderbar, und die Mäurer sind niemand anders als die Bewohner von Reims selbst. Viele Besucher von Reims wollen gerne irgendein Erinnerungszeichen an die Stadt und vor allem an die Kathedrale mitnehmen, und so hat sich geradezu eine Gilde von Händlern mit Erinnerungszeichen gebildet, wobei man sich nicht mit dem Verkauf einfacher Kriegsandenken begnügt, sondern die Kirchenfenster zerstückelt, um dann die Glassplitter als Zeichen der deutschen Verstärkung zu verkaufen!“

Ein Bataillonsarzt im Starzgebirge. Die militärärztliche Tätigkeit hat nie mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen wie im Gebirgskriege, da Unwegsamkeit und schlechte Witterung fast stets gleichmäßig mit der Höhe zunehmen. Wie außerordentlich sorgenvoll und auch gefährlich der Dienst des Arztes daher im Gebirgskriege ist, geht aus einer Schilderung hervor, die der A. A. Bataillons-Oberarzt Dr. Goldmann über seine Erlebnisse an der italienischen Front, und zwar im rauhen Starzgebiet, in der Zeitschrift für Ärztliche Fortbildung veröffentlicht. Oft kamen die österreichischen Truppen infolge der außerordentlichen Unebenheiten des Geländes in bereits ziemlich erschöpftem Zustande zum Kampfplatz, und das unendliche Warten durch den aufgeweichten Schnee machte die Sorge des Arztes noch dringlicher. Auch konnte auf den schmalen Kampfplätzen nur eine verringerte Sanitätsausrüstung mitgenommen werden. „Die Sterilisierung liegt an dem Mangel des Brennspiritus, da zum Anmachen von Feuerböden das Brennmaterial fehlte oder durch Rässe ungeeignet war, andererseits der Rauch vor dem Feinde zum Ver-

räter werden konnte... Zum Verwundetentransport dienten die gegenüber der Feldarmee doppelt, das ist acht Mann starken blebrierten Trägerpatrouillen mit je 4 Feldtragen pro Feldkompanie, mit Material für den Notverband und Beinschienen. Die für den Gebirgskrieg bestimmte Mädelbörse, die den Zweck hat, durch 2 an dem Fußende angebrachte Rädchen ein Rollen zu ermöglichen und so den zweiten Träger überflüssig zu machen, erwies sich in den gebotenen, völlig unwegsamen Gelände als unbrauchbar.“ Eine weitere Schwierigkeit war die der Beladung, da die Krzen auf den Gebirgskämmen durch den Luftzug immer wieder verflöcht wurden. Gegen die durch das Steigen und den Zwang zur Höchstleistung des Herzens hervorgerufene Erschöpfung wurde Koffein stets mit gutem Erfolge angewandt. „Vor größere Aufgaben ist der Arzt im Gefecht gestellt. Eine Schlucht, oft nur die Bedung durch eine Felsenwand oder einen Felsblock, bildet den wenigstens infanteriesicheren Standort des Hilspplatzes... Schwierig war bei dem Quellenmangel des bestirrtigen italienischen Grenzgebirges die Versorgung des Hilspplatzes mit Wasser zur Reinigung der Wunden, der Hände und Instrumente sowie zur Labung der Verwundeten.“ Bei den Verwundungen fiel im italienischen Kriegsgebiete bei Infanterieschulverletzungen wiederholt ein erstaunliches Mißverhältnis in der Größe des Ein- und Ausschusses auf. „Den Grund hierfür erkannte ich in dem Auftreten der Explosionswirkung des Geschosses, wenn es beim Aufschlag infolge des Anschlages auf den Knochen eine so starke Erschütterung erfährt, daß der allerdings dünne Stahlmantel des italienischen Geschosses bricht und hiermit die Wirkung des Dumdumgeschosses eintritt.“ Die Häufigkeit von Gewittern brachte auch einzelne Fälle zum tödlichen Mißschlag. Meiner günstigen Ansicht über die Bedeutung des Erkältungsmoments erhielt durch mein Beobachten während der Offensive gegen Italien, die von dem ungünstigsten Wetter in Bezug auf Kälte und Niederschläge begleitet war, eine neue Stütze; nicht nur konnte ich während dreier Monate keinen einzigen Fall von akutem Gelenkrheumatismus beobachten, sondern war auch in der Lage, verschiedene rheumatische Beschwerden nicht auf das Wetter, sondern auf andere Vorbedingungen, wie z. B. wurzelranke Zähne, zurückzuführen.“

Die Einbürgerung des Schneehafens. Der Besuch der mannigfachen feindlichen Gebiete, in die unsere Truppen gelangen, hat die Kenntnis neuer oder mindestens die richtige Einschätzung bisher wenig bekannter oder beachteter Tiergattungen bewirkt, deren Einbürgerung bei uns von unbedingtem Vorteil sein würde. In diesem Zusammenhang macht der „St. Hubertus“ auf den Schneehafen aufmerksam, der besonders in den russischen Hochgebirgen häufig ist. Diese, auch Alpenhase genannte Klasse, die irrtümlich oft für ein Nagetier gehalten wurde — welcher Auffassung jedoch die dunkelbraunen Augen mit schwarzen Pupillen widersprechen — ist den Jägern aus den Schweizer Alpen, den Karpathen oder transylvanischen Alpen, dem russischen Hochland und den Hochmooren von Norwegen bekannt. Bei uns jedoch wurde der Schneehase bisher kaum beachtet, und er kam auch nur in dem deutschen Masuren vor. Nunmehr haben unsere Soldaten in Rußland zum erstenmal nähere und dauernde Bekanntschaft mit dem Schneehafen gemacht, und die Folge davon war, daß man in Ostpreußen mit guten Erfolgen russische Schneehafen ausgelegt hat. In allen kälteren Gebieten Deutschlands steht der Einbürgerung des Schneehafen kein ernsthaftes Hindernis im Wege, da er sich überall gern niederläßt, wo das Klima rauh ist, und dann auch, bei geeigneter Nahrung, seinen Standort beibehält. Das Paradies des Schneehafen war bisher Rußland, wo er in großen Mengen lebt, stets aber charakteristischweise die Geselligkeit meidet. Die Einführung des Schneehafen bei uns ist gerade jetzt der Erweiterung wert, da kein Wildpret äußerst schmackhaft ist und unbedingt dem unseres gewöhnlichen heimischen Feldhasen vorgezogen werden muß. Auch das Gewicht des Schneehafen ist im allgemeinen um 1 bis 2 Pfund schwerer als das des Feldhasen. Für die Pelzindustrie kommt er allerdings wenig in Betracht, da sein Fell nicht besonders geschätzt wird. Neuerdings wurden in verschiedenen Gebieten Ostpreußens Schneehafen ausgelegt, nachdem bereits vor Jahren Vertreter dieser Gattung in der ostpreussischen Johannisburger Heide ausgelegt worden waren. Sie bilden ein nicht zu unterschätzendes Genußmittel und reichen auch durch das reine Weiß ihres Felles den Waldgebieten zur Pierbe.